

Wenn im Kaiserreich eine Familie ihre sieben Kinder in die höhere Schule schickte, so war das Schulgeld ein erheblicher Posten im Haushalt. Nur für Buben gab es in Württemberg die Möglichkeit einer kostenfreien Bildungslaufbahn: wenn sie nach der fünften Klasse einer Lateinschule oder eines Gymnasiums das Landexamen bestanden und eines der theologischen Seminare besuchten, womit sie sich zum Pfarr- oder Lehrberuf verpflichteten.

Mein ältester Bruder war mir darin vorangegangen und erzählte Wunderdinge, was im Seminar alles geboten sei, und kam auch jedesmal reifer und munterer in die Ferien. So folgte ich seiner frühen Lebensentscheidung, ohne mir viel Gedanken zu machen, was ich einmal werden würde, machte im Jahr 1909 von Schwäbisch Hall aus nach einem üblen Gedächtnisdrill das schwierige Examen in Stuttgart und sollte nun im Herbst 1909 in Maulbronn eintreten.

Die Sommerferien verbrachte ich bei einer jungverheirateten Schwester. Ein befreundetes Ehepaar und seine beiden Töchterchen waren mit zu Gast. Die Ältere hatte mich wie ihre schöne Mutter auf den ersten Blick völlig bezaubert. Beim Gutenacht-sagen hatte sie die Aufforderung meines Schwagers, auch mir einen Kuß zu geben, schweigend übergegangen, vielleicht weil ich mich, gänzlich benommen, nicht gerührt hatte. Das blieb nun so in mir stehen.

Bahnhof Maulbronn, Städtchen
und alter Klosterhof

Am noch stockdunklen Reisemorgen Mitte September geleitete mich mein Vater mit einer flackernden Stearinkerze im alten Messingleuchter bis zur Haustür. Meine Mutter sollte mich *einliefern*, ich trug das kleine Gepäck; Bettzeug, Kleider und Bücher hatten die Eltern vorausgeschickt. Mein Vater war bewegt, ohne viele Worte; mir war der Schlaf in den Magen gefallen, und ich war ein wenig bange, so allein in die dunkle Welt hinaus zu müssen.

Aber dann war es eine seltene Lust, im Eilzug dritter Klasse dahinzubrausen; die Sonne kam und mit ihr gespannte Erwartung des neuen Lebens, das alte hatte inmitten eines großen und unruhigen Haushaltes und einer verdrossenen Schulklasse mehr und mehr stagniert.

In Heilbronn stieg ein gutgekleideter Herr, der nach Apotheke roch, mit einem hübschen Buben in unser

Abteil. Man erkannte einander sogleich als Schicksalsgefährten. Der neue Kamerad schlug mit überlegenem Lächeln ein Bein über das andere und plauderte munter und geschickt drauflos. Unter neugebackenen württembergischen Seminaristen lautete damals unfehlbar die erste Frage: *Der wievielte warst du im Landexamen?* Er war der vierte, ich zwei Plätze hinter ihm. Ich hatte augenblicklich das Gefühl der Unterlegenheit, das mir im Schulischen neu war, und erwog, ob ich ihn wohl erreichen oder übertreffen könne.

Bahnhof Maulbronn! Unserem Zug entstiegen zahlreiche Gruppen, – Väter in Schwarz, Mütter sonntäglich, zumeist in hellen Blusen, ihre Söhne alle größer als ich. Manche der Herren kannten einander, Frauen schlossen Bekanntschaft, unsere Reisegefährten ebenso. Meine Mutter als Kaufmannsfrau blieb mit mir allein, und so gingen wir auch die halbe Stunde bis zum Städtchen im damals noch wenig bebauten Tal, an dessen Ende das alte Kloster auftauchte.

Das sollte nun für zwei Jahre, mit Ausnahme der Ferien, mir Wohnung und Arbeitsstätte sein. Die geschlossene altertümliche Anlage gab mir das Gefühl, als würde ich aus meiner Zeit in ein vergangenes Leben versetzt, für das mir die Greiforgane fehlten.

Aber gleich das starke Tor in der Ummauerung sprach mich an, der weite Klosterhof tat es noch mehr. Stilreine Bauten, ähnlich den historischen in Schwäbisch Hall, umsäumten ihn; mächtige Linden, bequem zu erklettern, umstanden einen eisernen Röhrenbrunnen. Eine zartgegliederte Fassade mit hohen runden Bögen war dem Eingang zur Klosterkirche vorgebaut. Links davon war eine breite, leere Toröffnung, die ins Innere und zu einer Treppe führte.

48 numerierte Kleiderkästen

Inmitten plaudernder und lachender Menschen stieg ich klopfenden Herzens mit meiner Mutter zu einer einladend offenstehenden Gittertür empor. Ein Gang zwischen Speisesaal und Hörsaal mündete in einen weitläufigen, baulich trostlosen Korridor mit einer Front von nummerierten Kleiderkästen. Vor diesen standen offene Kisten, aus denen geschäftige Ankömmlinge die Habseligkeiten der Seminaristen einräumten. Mit Hilfe des hageren, nicht sehr gesund aussehenden *Schuldieners* – so sagte

man damals – war mein Kasten schnell gefunden, und während er meine Kiste öffnete, sah ich mich nach meinen 47 Kameraden um.

Die meisten trugen wie ich noch ihre dunklen Konfirmationsanzüge, aus denen sie teilweise herausgewachsen waren. Andere hatten schicke hellere Kleidung. Alle Haarfarben des Landes, alle Arten von Körperbau, manche noch zart oder knabenhaft, ein paar fast schon wie Männer, mit Bauch und Bartansatz. Einige lächelten, um ihre Unsicherheit zu verbergen, die sich verlor, wenn man sie ansprach. Schwäbische Mundart herrschte vor, von städtischer bis zur breit ländlichen, aber auch Hohenlohisch war nicht ganz selten.

Eine ganze Gruppe kam herein mit beim Buchhändler gekauften Rohrstöcken zum Ausklopfen ihrer Anzüge; sie grinsten halb triumphierend, halb verlegen. Sie hatten in den Drillanstalten den Stock selbst noch gekostet; lockte es sie nun, ihn gegen Kameraden zu gebrauchen? Im Gymnasium hatte ich dies einmal durch einen rasenden Ausbruch im letzten Augenblick noch verhindert; aber hier waren viele mir körperlich überlegen; schon der Händedruck klärte die Machtverhältnisse.

Ein Druck anderer Art kam von den umherstehenden Vätern auf mich zu. Etwa die Hälfte waren Geistliche, umgänglich, freundlich, manche etwas gönnerhaft. Da sie zumeist ebenfalls Seminaristen, manche in Maulbronn selbst gewesen waren, fühlten sie sich hier zu Hause, sonnten sich in Erinnerungen, die ein neutrales Gespräch verhinderten. Meine Mutter und ich, die sie als Außenseiter erkannten, waren Luft für sie. Nicht wenige Väter waren Lehrer und blickten ernst und reserviert. Ich fühlte mich plötzlich fehl am Platz. *Komm, hilf mir dein Bettzeug in den Schlafsaal bringen*, unterbrach meine Mutter mein Grübeln. Sie hatte schon alles eingeräumt und sich orientiert. Die theologische Atmosphäre störte sie nicht; obwohl nicht sehr kirchlich, fühlte sie sich im Gespräch mit Pfarrern leicht erhoben und kam ihnen manchmal mit theologischen Einwänden.

Im Schlafsaal, mit hübschem Blick auf die Gärten der Professoren, den ehemaligen Friedhof der Mönche, standen zehn eiserne Bettstellen auf Rädchen für die Insassen meiner Stube Germania. Zu beiden Seiten meiner neuen Lagerstätte, die meine Mutter flink überzog, saßen auf ihren Betten zweie, die mir gefielen. Der eine rehägig, fast mädchenhaft, wirkte kindlich auf mich, was ich doch selbst nicht weniger war; Probleme waren von ihm nicht zu erwarten. Der andere, rotblond, mit Sommersprossen, gertenschlank, um die Hälfte seines mächtigen Kopfes länger als ich, grüßte uns in leicht hohenlo-

hischer Mundart ohne eine Spur von der Überreiztheit, in der ich mich unbewußt befand. Wir dreie waren dem Alphabet entsprechend Nebenmänner, hier, auf der Stube, in den beiden Hörsälen, im Speisesaal, überall. Wir gingen sofort auf Germania, nahmen Besitz von unseren Stehpulten, taten unser wissenschaftliches Rüstzeug unter den Klappdeckel, probierten die mir neuen elektrischen Lampen, die Tintenfässer und den Stuhl neben dem Pult vor dem Lesebrett. Jetzt war man da . . .

Mittlerweile füllte sich die Stube mit den übrigen Bewohnern; ein ehemaliger Haller Mitschüler war darunter, friedlich und sympathisch, aber es war mir unangenehm, ihn hier so nahe zu haben; ich hätte gerne ganz neu angefangen. Hinter mir nahm ein mir fremder Typ geräuschvoll Platz: dichter, schwarzer Haarwuchs ging bis in die Mitte seiner an sich schon niederen Stirn; die Augenbrauen, ebenso schwarz, schlossen sich über der Nase zusammen; seine dunklen Augen hatten etwas Drohendes.

Die Rechte in die kühle Greisenhand –
Verpflichtung durch den Ephorus

Ausgiebiges Läuten, wie von einer Kapelle, unterbrach meine Umschau. Es war die Glocke, die wir fortan tausendemale hören und reihum selber bedienen sollten. Wir eilten hinaus und schlossen uns dem Strom der auf den Festsaal Zugehenden an. Der schöne altertümliche Raum, das Oratorium, einst Betsaal der Mönche, hatte hohe, lichte, spitzbogige Fenster; er war das erste, was ich von der wundervollen Architektur des Klosters ausgiebig wahrnahm. Ich fühlte mich feierlich, wie besetzt von einer unbekanntten Macht, der ich nicht genügte. Man nahm Platz: die Seminaristen vorne, die Eltern hinten; seitlich vom Rednerpult gruppierten sich in dunklen Anzügen die Lehrer, ältere und jüngere.

Der Ephorus, Leiter des Seminars, kam durch ein Pfortchen herein und hielt die Ansprache: Willkomm, Hervorhebung der Wohltaten, die diese kirchlich-staatliche Stiftung den Lernenden und ihren Eltern erweise und deren wir uns würdig zu zeigen hätten – durch Gottesfurcht, Ehrerbietung gegenüber den Lehrern, Kameradschaft und Verträglichkeit untereinander, Fleiß und Wohlverhalten. In mir sprach nichts gegen diesen Text; die religiöse Anregung durch die Konfirmation war noch frisch in mir. Dieser Text ernüchterte mich nur insofern, als ich dieses alles unaufgefordert zu halten gesonnen war. Nach dem Alphabet aufgerufen, traten wir einzeln zum Ephorus und legten, uns verpflichtend, unsere Rechte in die kühle Greisenhand. Ein



Kloster Maulbronn: Hinter den drei Fenstern lag die Stube Germania für zehn Seminaristen.

Kirchenlied, vom Musiklehrer auf dem Harmonium begleitet, von allen Anwesenden gesungen, schloß die Feier. Man entfernte sich still.

Während die Eltern in Gasthäuser gingen, sammelten wir uns im Speisesaal an sechssitzigen Tischen. Der Hausmeister, groß, rot und vierschrötig, mit dem ich nie den geringsten Kontakt bekam, und der Seminardiener, der sich bei unserem Duschen immer darüber aufregte, daß ich zum Ausziehen die Unterhosen nicht aufknöpfte, trugen auf. Einer von uns an jedem Tisch verteilte und schöpfte. Wie an Feiertagen und Festen gab es *verbesserte Kost* mit Nachtsch. Man aß ziemlich schweigend; später war das einfache, aber bekömmliche Essen oft Gegenstand der Kritik.

An einem Sondertischchen in der Fensterecke saßen mit dem Naturgeschichtslehrer die beiden Repetenten, Theologe und Neuphilologe. Sie standen vor der zweiten Dienstprüfung, nur ein Jahrzehnt trennte sie von uns. Jeder der beiden hatte sein Zimmer zwischen zwei Stuben und beaufsichtigte uns bei geöffneten Türen in der Arbeitszeit, was bald bloße Formsache wurde. Sie waren beides: Lehrer und Kameraden, machten mit uns allmonatlich Ausmärsche und alljährlich mehrtägige Schulausflüge, ins Elsaß, an den Rhein, und gaben die belieb-

testen Fächer, Deutsch und Geschichte. Jetzt wollten sie uns in die Geheimnisse der Hausordnung und des Stundenplans einweihen. So kam es, daß die nun wieder erscheinenden Eltern schnellen Abschied nahmen und allein zur Bahn gingen, ohne daß besonders rührende Szenen stattfanden, deren sich meine Mutter ohnehin zu enthalten pflegte. Dann sammelten wir uns in den vier Stuben.

Kaum waren wir zehn allein auf Germania, als Leben ausbrach wie immer, wenn Jugendliche plötzlich von Erwachsenen alleingelassen werden. Man überbot einander in Sicherheit und Sachkenntnis. Einige wußten Näheres über die Lehrer, nannten deren Spitznamen und Eigenheiten. Der rotblonde Dicke mit der scharfen Brille sei eine europäische Nummer, Herausgeber des griechischen Neuen Testaments; er unterrichtete außer diesem auch in Hebräisch. Den Lateinlehrer, der auch mir durch römische Gesichtszüge und gebieterische Haltung aufgefallen war, nenne man Caesar; er sei Kenner in mittelalterlicher Baukunst. Der Ephorus, mit Spitznamen Philipp, gebe griechische Dichtung; er sei etwas trocken, aber harmlos. Der Musiklehrer unterrichte jeden, der sich melde, kostenlos in jeder Art von Streichinstrumenten, in Klavier und Orgel; er gebe Singen, Zeichnen und Turnen, in allem diesem ungenial.

Mir war Kritiklust noch fremd; als weißes Schaf hatte ich Interesse an einem reibungslosen Unterricht. Ich ließ mich aber von so viel freier Rede anstecken und versuchte nun plötzlich, mich auch darin auszuzeichnen. Was ich sagte, weiß ich nicht mehr; ich merkte nicht, daß man zur Versammlung in den großen Hörsaal aufbrach, und redete auf den einen ein, der noch dastand und sich wenig geäußert hatte. Er war der Sohn eines hohen Geistlichen, modern erzogen, frühreif, in moderner Literatur beschlagen und keineswegs so milieuempfindlich wie ich damals. Er sah mich prüfend an und sagte jäh: *Du bist ein Schwätzer.*

Das war wie ein Schlag ins Gesicht, oder vielmehr aufs Herz. Nach der damaligen Ehrenordnung unseres Lebensalters war darauf nur mit einem Faustschlag zu erwidern. Aber ich hatte vor Jahren zwei «Volksschüler», so sagte man damals, die mich angefallen hatten, nach längerem Stillhalten übel zugerichtet und in die Flucht geschlagen und seither trotz meines Sieges einen Ekel vor jeder rohen Prügelei, so daß ich Fehden nur noch in ritterlichen oder sportlichen Ringkämpfen austrug. Ich fürchtete nicht meinen Beleidiger, sondern meinen Jähzorn, dessen Ausbruch hier besonders stillos gewesen wäre. So ging ich stumm dem anderen voraus in den Hörsaal.



Hörsaal über der Brunnen-Kapelle im Kloster Maulbronn.

Haus- und Studienordnung: zwei Stunden beliebige Eigentätigkeit

Dort bekamen nun 48 junge Menschen die Haus- und Studienordnung für zwei ihrer wichtigsten Lebensjahre mitgeteilt. Keineswegs in autoritativem Ton; unsere Einsicht und Zustimmung wurden vertrauensvoll vorausgesetzt; es hatte uns ja niemand gezwungen zu kommen. Wir hatten auch genug zu tun mit Nachschreiben, als daß wir hätten ermessen können, was nun alles zu leisten war. Der Lehrstoff war enorm: zu dem eines Obergymnasiums mit Latein, Griechisch, Französisch samt allen Nebenfächern kam noch das weit schwierigere Hebräisch, dazu Neues Testament in der Ursprache und Glaubenslehre. Kein Wunder, wenn schon die wöchentliche Unterrichtsstundenzahl unmäßig hoch war. Freie Nachmittage gab es an den Wochentagen nicht; die letzte schriftliche Arbeit endete samstags 19.30 Uhr. Dazu die Arbeitszeit – man mußte ja wiederholen und vorbereiten, schon am frühen Morgen vor dem Unterricht und mindestens zwei Stunden vor dem Abendessen. Für Freiwillige waren noch angeboten: Englisch, Zeichnen und Musik. Singen war Pflichtfach. Aber der Tag hat vierundzwanzig Stunden; es blieb noch Zeit für zwei Stunden *Ausgangsfreiheit*, eine

halbe Stunde Turnen und zwei Stunden zu beliebiger Eigentätigkeit vor der Bettruhe, die – man glaubte es nicht – immerhin achteinhalb Stunden währte. Da ich im Schlafen ein Meister war, war ich getrost: das vergangene Drilljahr hatte ich auch überstanden. Und jetzt wurde man immerhin gesiezt.

Wir wurden sofort zur ersten Arbeitszeit entlassen. Auf meiner Stube waren schon alle anderen in einem Knäuel um den Rehäugigen vereint, der die Liebeslieder des römischen Dichters Ovid uns vorübersetzte. Niemand war sich der Komik bewußt, wie da schwäbische Buben die verzwickten Wortstellungen und erotischen Anspielungen eines weltstädtischen Lebemanns von vor zwei Jahrtausenden zu enträtseln suchten, um eine gute Note von einem Schulmann zu ergattern. Ich hatte Latein nur von der Grammatik her gelernt und verstand überhaupt nichts. Ich bewunderte den Sanften, der alles verstand, bis ich in meinem Schmöker hinten die erläuternden Anmerkungen entdeckte, die er ausgeschöpfte.

Die natürliche Tatsache gegenseitiger Hilfe war auch bei Hausarbeiten nicht gerne gesehen; übrigens hörte sie schon in den nächsten Tagen fast ganz auf. Jeder war ein selbständiger Unternehmer; das anpeitschende Zeugnissystem war uns allen in Fleisch und Blut übergegangen; auch Abschreiben war, wie ich glaube, sehr selten; es war anrücklich, und wir waren ja alle auch Konkurrenten.

Beim Bettgehen erfuhren wir noch, Sprechen oder Lärm würden nach 22 Uhr mit 20 Pfennig geahndet; es sei selbstverständlich, daß der Übertreter sich auf Frage des Repetenten stelle. Das Strafgeld diente der Schülerbibliothek. Das war in Ordnung. Ganz ebenso, daß das Flüstern zu zweien oder die oft in Gelächter ausufernde nächtliche Kollektivunterhaltung zum Schönsten des Tages gehörte. So kamen Gesetz und Leben zu ihrem Recht, und die Schülerbibliothek war denn auch recht gut bestückt. Aus einer uralten Stiftung bekam jeder vier Mark in bar monatlich; das war damals gar nicht so wenig. Allerdings hatten die meisten davon Kleider- und Schuhreparaturen zu bezahlen; der Rest kam zum Bäcker oder ermöglichte die Geburtstagsfeiern auf der Stube.

Rangkämpfe mit Ringkämpfen

In der Arbeitszeit des folgenden Morgens bescherte mir das neue Kollektivdasein weitere Unbill. Mein schwarzhaariger Hintersitzer erhob sich plötzlich und hielt mit anzüglichem Blick auf mich seine Nase zu. Ich, meiner Unschuld sicher, sagte ärgerlich: *Das*

§ 5.

Den Leibesübungen, Turnen, Spielen, Baden, Schwimmen usw., ist durchschnittlich am Tag mindestens 1/2 Stunde zu widmen. Sämtliche Zöglinge nehmen daran teil, soweit sie nicht gesundheitlich gehindert sind.

Während des Sommers finden jede Woche an einem Nachmittags ausgebreitere Turnspiele statt. Während des Winters werden in der Regel an 6 Nachmittagen Ausmärsche veranstaltet.

§ 6.

Die Freizeit teilt sich in die Pausen, d. h. die Freizeit im Aufenthaltsbereich (wozu nach der Bestimmung des Vorstands die nächste Umgebung des Seminars gehört), in Ausgehzeit und Selbstbeschäftigung.

Während der Zeit der Selbstbeschäftigung darf auf den Arbeitszimmern nichts getrieben werden, was andere an Studium oder Lektüre hindert.

Werktags ist vor- und nachmittags je eine Pause von 20 bis 30 Minuten. Ausgehzeit ist nach dem Mittagessen bis 2 Uhr, außerdem an 2 Nachmittagen je eine weitere Stunde. Für Lehrgänge, Spiele im Freien, Baden, Eislauf, Rodeln usw. wird nach Bedürfnis besonders freigegeben.

Am Studiennachmittag, nach den ausgebreiteteren Turnspielen und den Ausmärschen ist Selbstbeschäftigung. Hat ein Zögling in der Arbeitszeit sämtliche pflichtmäßigen Arbeiten erledigt, so kann ihm von dem Repetenten Erlaubnis zum Aufenthalt im Les-, Musikzimmer usw. erteilt werden.

Nach dem Abendessen ist Sommers Ausgehzeit je nach der Tageslänge, doch in der Regel nicht über 9 Uhr, Winters nach einer Pause Selbstbeschäftigung. Zum Besuch von guten Aufführungen, Vorträgen usw., wird nach dem Ermessen des Vorstands besonders freigegeben.

Sonntags ist nach dem Frühstück bis zum Gottesdienst Selbstbeschäftigung. Nach dem Gottesdienst ist Ausgehzeit bis zum Mittagessen. Sommers ist vor dem Frühstück, doch nicht vor 5 Uhr, ein Frühgange gestattet, nach Meldung bei dem Wochenrepetenten am Tage zuvor.

Wird an Feiertagen der Gottesdienst besucht, so gilt die Sonntagsordnung, andernfalls ist nach dem Frühstück bis 11 Uhr Arbeitszeit mit einer Pause, sodann Ausgehzeit.

wirst du selber gewesen sein. Er antwortete nur mit einem drohenden Blick, und ich dachte schon nicht mehr daran, als er mir bei Beginn der Pause unversehens einen starken Faustschlag auf den linken Oberarm versetzte, der bei Prügeleien das Hauptobjekt war. Ein zweiter Schlag folgte, der mich außer Gefecht setzte. Sollte ich mich zusammenschlagen lassen, ohne Folgen für den Angreifer? Denn anzeigen war gänzlich ausgeschlossen. Als er zum dritten Schlag ausholte, schoß mir Wasser in die Augen, was als Schande galt, und ich sagte leise: *Genug!* Er ließ ab, zufrieden mit seinem Sieg.

An einem der nächsten Abende, an dem die Ringkämpfe begannen, mit denen sich Buben unseres Alters damals zu erproben pflegten, trat ich vor ihn hin und fragte: *Wollen wir?* Er lächelte etwas geringschätzig und griff an, aber ich war schneller, bekam Untergriff und hielt mich in wilder Anstrengung wohl eine Viertelstunde lang, bis ich erschöpft auf dem Rücken lag. *Du bist zähe,* sagte er und wollte sich zurückziehen. Da trat aus der Hecke der Zuschauenden wie ein rotblonder Engel mein Hohenloher, hob leicht die Arme an und fragte ihn: *Nun, du Held?*

Der Dunkle war stark und sehnig, gewandt wie eine Katze, aber er lag nach ein paar Sekunden auf dem Rücken und erhob sich wortlos. Der Stärkste aus der Nachbarstube hatte zugesehen und forderte nun den Sieger heraus. Zu meiner Enttäuschung ließ der sich auf den Bauch bringen; aber dann sah ich, er machte nur Spaß; sein Gegner mühte sich vergebens ab, ihn auf den Rücken zu drehen, angefeuert von den ironischen Glossen des scheinbar Unterlegenen, bis die Glocke zur Abendandacht läutete.

Eine halbe Woche lang machte ich nun Ringkämpfe mit wechselnden Erfolgen auf allen Stuben, wobei die untere Hälfte einer Türfüllung zu Bruch ging, was meine Finanzen stark belastete. Aber mein verwundetes Selbstgefühl heilte. Es war auch höchste Zeit, denn wie auf Verabredung hörten alle körperlichen Auseinandersetzungen auf; vielleicht weil die Hausaufgaben anschwellen.

Psalmen, Homer, Schiller, Uhland und Dehmel

In Griechisch hatte der Ephorus die ersten 95 Verse der Odyssee zum Auswendiglernen aufgegeben. Ich habe für Verse ein gutes Gedächtnis, aber als der Ephorus ausgerechnet mich abhörte, blieb ich stecken, und in der nächsten Stunde ebenfalls. Schließlich bestellte er mich auf sein Amtszimmer; es war demütigend. Ich kann die Verse heute noch; aber den Homer mit seinen Metzeleien schätze ich nur teilweise, wie auch die griechischen Tragödien mit ihrem obligaten Wehgeheul am Schluß.

In Deutsch mißfiel mir, daß der Repetent die Gedichte immer selber vorlas und sich ein halbes Jahr lang mit den papierenen Gebilden über schwachsinnige Könige und holde Ritterfräulein aufhielt, die der Republikaner Uhland nach alten Pariser Handschriften am laufenden Band gemacht hat. Aber zwölf meisterliche Gedichte von ihm kann ich noch heute auswendig.

Meine Kindheit war voll vom Klang und Sinn der Lieder gewesen, die groß und klein sang. Mörikes Lied vom *verlassenen Mägdlein* hörte und sah ich unsere *Magd*, so sagte man damals, beim Holzfeuer für den Morgenkaffee singen; ich war vierjährig und vergaß es nie. Auf dem Gymnasium war Gedichtetes, obschon meist dritten Ranges, Oase gewesen in der Steppe der wissenschaftlichen Fächer, die allerdings ziemlich unzulänglich vermittelt wurden. Jetzt wurde Dichtung ganz von selbst, weil von allen Seiten her angeboten, Grundelement meines Lebens. Selbst in den Fremdsprachen, besonders in den hebräischen Psalmen, hatte sie einen seltsamen Zauber. Schillers Gedichte und Schauspiele nahmen mich in diesen zwei Jahren fast zu sehr gefan-

gen. Modernes kam hinzu. Bei einer Geburtstagsfeier deklamierte der Prälatensohn Richard Dehmels Gedicht von der winternächtlichen Flucht Napoleons aus Rußland:

*Über Rußlands Leichenwüstenei
faltet hoch die Nacht die blassen Hände.*

Alles in meiner Vorstellung wurde weit von diesem Gedicht: mein Gefühl von der Natur, von der ungeheuren Volkskraft Rußlands, den Möglichkeiten der Sprache, der Formung, des Expressiven. Dieses Gedicht war nicht gereimt und hatte doch alle Reize des Klangs und des Rhythmischen. Als ich mit meinem vermeintlichen Beleidiger darüber sprach, war aller Groll in mir, alle Geringschätzung bei ihm wie weggeblasen. Ich machte gleich darauf ein Gedicht, ebenfalls nicht gereimt, und zeigte es ihm; er lobte es, wie man einen Anfänger lobt, und riet mir, den erläuternden Schluß wegzulassen, was mir auch fernerhin nützte. Weitere Versuche zeigte ich ihm nicht.

Hermann Hesse und der angebliche Kuß
eines Mädchens

In der Schülerbibliothek stand der Roman *Unterm Rad* von Hermann Hesse, die Erzählung vom Untergang eines begabten, aber charakterschwachen Schülers unseres Alters, der von seinen wissenschaftlichen Drillmeistern verschuldet war. Unser Maulbronner Seminar war darin schonungslos dargestellt, was nicht hinderte, daß das Buch angeschafft und von den meisten von uns gelesen wurde. Vielleicht hatte dieses Buch zur Reform der Seminare beigetragen. Ich mißbilligte den Hohn Hesses, die Verächtlichmachung der meisten seiner Figuren; alles schien mir nur halb wahr und lieblos. Und doch las ich es mit heißen Ohren, zumal das Tüppisch-Scheue der Sehnsucht des Jungen nach Frauenliebe. Und plötzlich stand mein Ferienerlebnis fast körperlich greifbar vor mir; Mutter und Tochter rannen in eine Gestalt meines Alters zusammen. Bittere Reue über meine damalige scheue Zurückhaltung erfaßte mich.

Mein Freund bot hier keinen Ersatz; ich liebte alles an ihm, seinen biegsamen Körper, sein Gesicht, seine Haltung, seine Stärke, seinen heiteren Spott, auch über meine Reizbarkeit. Mein Vorsprung im Lernen machte ihm nicht das geringste aus. Er gab sich meiner Zuneigung nie ganz hin; daß er mit einem Kameraden aus Hall geradezu zärtlich sprach, erregte meine heftige Eifersucht. Aber Verlangen zu körperlichem Kontakt hatte ich nicht, zu keinem; jenes Ferienerlebnis besetzte mich, mehr als ich wußte.

Und nun geschah ihm durch Hesses Roman das gleiche wie mir: Wünsche wurden in ihm wach. Er wurde einsilbig, trübsinnig, und ich erfuhr, daß er sich glühend das wünschte, was den beiden Hauptfiguren des Romans zuteil wurde: den Kuß eines Mädchens. Man kann sich heute, da der Austausch zwischen den Geschlechtern meist sehr früh und oft hemmungslos beginnt, schwer vorstellen, wie hoch damals die Schranken zwischen bürgerlich Erzogenen waren und wie tief eingepreßt die Hemmungen. Davon zu sprechen, war schon viel, und daß er mir sein Vertrauen so unbedingt schenkte, weckte in mir plötzlich ein Machtgefühl und eine Versuchung zu lügen. Ich deutete ihm an, daß ich in den Ferien dieses von ihm ersehnte Glück gehabt hätte. Er glaubte mir sofort, und ich mußte ihm auf einsamen Gängen Einzelheiten angeben, die ich spielend, wenn auch sparsam erfand. Damit hatte ich ihn ganz gewonnen.

Aber von Stund an war es mit meiner Seelenruhe vorbei. Ich bereute meinen Vertrauensbruch aufs heftigste; nachts lag ich oft lange wach und sah zu seinem Bett hinüber. Viele Male war ich nahe daran, ihm alles zu gestehen und um seine Verzeihung zu bitten, aber ich vermochte es nie; die Beschämung und seine vermutliche Abkehr hätten mich verzweifeln lassen. So genoß und ertrug ich mein vergiftetes Glück, vergaß und erinnerte mich monatelang, bis zu seinem Soldatentod 1914. Noch am letzten Abend seines Lebens, als er, mit mir im selben Bataillon, von seinem gewissen Tod im nächsten Gefecht sprach, konnte ich mein Geständnis nicht über die Lippen bringen; auch befürchtete ich, damit seine Konzentration zu schädigen. Wir schieden, ich sah ihm nach und wußte nicht, wer schwerer trug, er an seinem Tod oder ich an meiner Lüge. Tags darauf war ein schweres Gefecht. Der Sohn des Prälaten lag neben ihm und berichtete mir abends seinen Tod. Von Phantasielügen war ich nach dieser folgenschweren Zeit geheilt. Zu sehr vielleicht, denn selbst, wenn ich Erdichtetes schreibe, bin ich mißtrauisch und wähle oft lieber die der Wirklichkeit nähere Erfindung.

Musik mildert die finstere Streberei

Nach wenigen Wochen war unser Jahrgang eng verflochten und entwickelte ein sprühendes Leben, an dem ich leidenschaftlich teilnahm. Musik vor allem milderte unsere finstere Streberei: es gab nur die, die wir selber machten. Im Singen brachte der reihumgehende Stimmbruch unstabile Verhältnisse; immer wieder kippte ein Sopran oder Alt in Tenor oder Baß um. Ich selbst wartete lange auf diesen Ein-

tritt in die Männlichkeit, erlebte aber dadurch das Glück, in dem Lustspiel *Nicht eins a* von Friedrich Theodor Vischer die weibliche Hauptrolle, die Pfarrerstochter, das Luisle, spielen zu dürfen. Im Orchester flog ich aus der ersten Geige hinaus, weil ich mich sträubte, den knackenden Ansatz des Bogenstrichs auszuführen, den der Musiklehrer für unerlässlich hielt. Das Vibrato hielt ich für eine unerträgliche Manier, bis ich merkte, daß ich «ganz ohne» nicht weiterkam. Ich war kein verlässlicher Geiger, hing ganz von der Stimmung meiner Nerven ab, übte auch zu wenig, weil gar zu viel anderes lockte oder verlangt wurde. Einer von uns gründete einen Musikverein, dessen Leistungen der Musiklehrer streng kritisierte, als wir den Hochzeitsmarsch von Mendelssohn um die Hälfte zu langsam gespielt hatten. Aber der Gipfel meines Erlebens im Seminar war doch, als ich in unserem Quartett Haydn, zweite Geige, spielen durfte und in Ermangelung eines Besseren im Orchester wieder mäßiger erster Geiger wurde. Meine bornierte Zeugnisklaverei erhielt einen heilsamen Stoß, als der wissenschaftlich weitaus Schwächste von uns, der außerdem durch eine unzureichende Atmung sprechbehindert war, eines Tages glanzvoll, über uns allen auf der Kirchenorgel thronend, Toccata und Fuge in d-Moll von J. S. Bach zum besten gab. Er war der Liebling der Promotion und hat, unablässig weiter musizierend und studierend, ein hohes Alter erreicht.

Die uns umgebende herrliche Architektur der Maulbronner Klosterbauten bewirkte eine heute kaum mehr erreichbare Konzentration. *Caesar* unterbrach hin und wieder seine nicht sehr fesselnden Stunden über lateinische Grammatik und führte uns in allen Räumen der ehemaligen Mönche herum. Gemeinsam mit diesen hatten wir die Abwesenheit alles Weiblichen. Warten können war damals nicht lächerlich. Es gab das tägliche Turnen, im Sommer das Schwimmen im *Tiefen See*, wo wir Seeschlachten auf Rundbalken schlugen und die meisten endlich Schwimmen lernten. In jeder freien Stunde, solange es Tag war, rannten wir zum Völkerball oder Faustball in den Klosterhof. Ich war der Zweitkleinste, was damals keine kleine Hypothek in der Bewertung war, ich konnte den Ball nicht so schießen, daß es knallte, aber als ich darauf kam, daß man mit einem wirbelnden Ball auch die stärksten und geschicktesten Matadore abschießen konnte, weil er nicht zu fangen war, wurde ich plötzlich als zweiter gewählt. Es gab Ausmärsche an den Feiertagen, wenn nicht gerade ein fünfständiger Aufsatz fällig war. Der freie Sonntagnachmittag war eine Welt. Abends war man müde, schlief in gemeinsamen Räumen. Wir waren vielleicht altmodisch mit unse-

rem Glauben an Sublimierung, aber mit den modernen Rezepten scheint es auch nicht immer zu klappen. Koedukation hätte vielleicht unser ganzes Leben verändert, vielleicht die große Befreiung bewirkt. Aber für Eltern, Behörden, Lehrer und Kirche war sie das Verderben.

Der Unterricht in alten und neuen Sprachen krankte daran, daß man sie nie wirklich sprechen mußte. Man saß im Mündlichen wie im Schriftlichen an 20 bis 30 Zeilen oder einigen Versen stundenlang und knobelte wie heute an einem Kreuzworträtsel. Gedruckte Übersetzungen waren streng verboten; sie hätten einen lebensvollen Umsatz ermöglicht, der doch im Lernen einer Sprache allein zum Ziel führt. So ging man hauptsächlich auf Vermeidung von grammatischen oder orthographischen Fehlern aus. Insbesondere die Altphilologen hüteten ihre Schätze wie Drachen. Eine rühmensewerte Ausnahme war Eberhard Nestle, der große Neutestamentler und Hebraiker. Er unterrichtete mit einer sprühenden Begeisterung, die er auch bei uns voraussetzte. Eine Universität wäre für ihn der rechte Wirkungsort gewesen. Wir waren viel zu unreif für sein Können und seinen Stil. Wenn er eines von seinen vielen Zitaten anbrachte, riefen wir die zweite Hälfte im Chor mit, was ihm großen Spaß machte. Etwas blieb dabei doch hängen. Selbst bei mir, der doch das knifflige Hebräisch nie ganz begriff. In der schriftlichen Prüfung zur mittleren Reife machte ich 59 Fehler, der schlechteste hatte 61. Er hat es mir nicht nachgetragen, obgleich ich einmal mit einem Papierschnitzelregen in den Nacken meines Vordersitzers seinen höchsten Zorn hervorrief. Immerhin kann ich noch heute mit Wörterbuch und Grammatik Altes und Neues Testament in den Urtexten entziffern. Trotz eingehender Unterweisung im Christlichen und trotz täglichen Andachten hat weder Nestle noch irgendein anderer Lehrer den Glauben an Wunder von uns verlangt; von ihm, so hörten wir, hänge der Ewigkeitswert der Lehre Jesu nicht ab.

«Du hast den Schachteuffel!»

In den Freizeiten vorm Bettgehen wurde auch Schach gespielt. Eines Abends forderte mich mein schwarzhaariger Widersacher zu einer Partie auf. Er war unser bester Mathematiker, ein Naturtalent. Ich nahm an und verlor mehrere Partien. Er kam immer wieder; ab und zu gewann ich. Nun forderte er mich zu einem Wettkampf von zehn Partien auf. Ich verlor mit 4^{1/2} Partien. Er sagte, ich müsse Revanche verlangen; ungern ging ich darauf ein. Ich war im Begriff, auch die vierte Partie zu verlie-

Fischer.

Seminar Maulbronn.

Weihnachts-Aufführung

am 21. Dezember 1910 präzis 5 Uhr.

Nicht Ia

Schwäbisches Lustspiel von F. Th. Vischer in 3 Aufzügen.

Personen:

Gottlieb Klemmle, Pfarrer, gewesener Dekan . . .	<i>Mühlhäuser</i>
Auguste Klemmle, seine Frau	<i>Bührlen</i>
Luise, seine Tochter	<i>Wanner</i>
Karl Werner, sein Vikar	<i>Wiedenhöfer</i>
Odomar Klemmle, jur. cand. Vetter des Pfarrers .	<i>Maisch</i>
Friedrich Schmied, Leutnant	<i>Thierauch</i>
Madele, Pfarrmagd	<i>Beck</i>
Läpple, Schultheiß	<i>Hohlmayer</i>
Mammele, Gemeindepfleger	<i>Weitbrecht</i>
Kiderle, Schulmeister	<i>Dorn</i>
Mäusle, Forstwart	<i>Reger</i>
Lachenmaier } Bauern	<i>Ricker</i>
Banzhaf }	<i>Hopf</i>
Franzosenhannes }	<i>Merz</i>
Jäckle } Lumpen	<i>Maurer</i>
Staudigel }	<i>Schmidt</i>
Harigel }	<i>Luckert</i>
Amtsbote	<i>M. Haug</i>
Unteroffizier	<i>P. Hauff</i>
Gretle, Kellnerin	<i>Pfundt</i>
Michel } Bauernburschen	<i>Klumpp</i>
Jakob }	<i>Bausch</i>

Schauplatz: Dorf Schusselfingen. Zeit: 1848.

Szenen:

Küche, Studierzimmer, Wirtshaus, Rathaus, Wohnzimmer, Garten.

Wild

ren, aber im Siegesrausch verlor er Dame und Spiel. Jetzt nahm ich mich zusammen und gewann alle restlichen Partien. Er war zerschmettert und rief immer wieder: *Ich hab gar nix mehr machen können!* Natürlich verlangte er Revanche. Ich war die dauernde Spannung satt, aber schließlich ließ ich mich breit-schlagen und verlor denn auch die erste, schon auf Gewinn stehende Partie. Ich sollte an den Sonntagen, wenn alle ausflogen, mit ihm schachspielen. Immer wieder fragte er an, und immer wieder lehnte ich gequält ab. Da trat er nach einer neuen Verweigerung vor mich hin und rief, er werde nie mehr mit mir spielen und breche hiermit mit mir. Er hielt sein Wort, und ich glaubte mich erlöst.

Aber Zentren in meinem Gehirn waren nun offenbar auf Schach eingespart und verlangten Sättigung. Ich kaufte mir Reclambändchen mit herrlichen Meisterpartien, aus denen ich nicht nur Theorie und Praxis lernte, sondern sogar Stil und Wesensart der Spieler erkannte. Selbst die Ferien verdarb ich mir damit; meine Mutter versuchte vergeblich, mich zu meinen gewohnten Waldgängen zu bewegen. Mein fast schon zum Freund gewordener Literaturpartner, der mich am ersten Tag so schroff kritisiert hatte, verzweifelte an mir und rief eines Sonntags: *Immer hockst du da und vertust deine Zeit, beim schönsten Frühjahrs Wetter! Du hast den Schachteufel!* Es war schlimmer, der Teufel hatte mich. Ich spielte nun reihum mit allen stärkeren Spielern und gewann gegen jeden. Dabei hatte ich gar keine angeborene Schachbegabung. Wohl sind Kombinationsgabe und das Zweikämpferische ein Element auch des Dramas, zu dem ich mich geboren glaubte, aber die substanzlose Orgie des Gewinnwollens im Schach scheint mir heute für jede Form der Kunst verhängnisvoll. Ganz losgeworden bin ich das Schachspiel wegen seiner ästhetischen Reize nicht; noch heute spiele ich ab und zu Weltmeisterpartien nach.

Nach drei Jahren, im Seminar Blaubeuren, sah mich mein Ex-Gegner wieder einmal spielen und konnte der Versuchung, mich herauszufordern, nicht widerstehen. Ich stand bald auf Gewinn, als er sich durch ewiges Schachbieten ins Unentschieden rettete und triumphierend weglief. Er hat nie mehr mit mir gesprochen und schied ohne Lebewohl in den Krieg, in dem er fiel. Wie gerne wollte ich noch einmal mit ihm spielen!

Schließlich gelang es mir, zu meinen dichterischen Versuchen zurückzufinden. Als ich einmal während der Arbeitszeit an einem Gedicht saß, kam *Caesar* herein, um zu sehen, was wir trieben. Er trat hinter mich und schaute auf mein Papier. Ich rührte mich nicht. Daß es Allotria war, was ich trieb, war

unverkennbar, aber peinvoller war mir das Anrühige des Dichtenwollens. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus und deckte mit der Hand meine Stabreime über Stilicho, den Vandalen, zu. Damit war ein Verweis oder eine schlechte Note, die ins Zeugnis kam, zu erwarten. Aber *Caesar* ging schweigend weiter. Nichts erfolgte. Er empfahl mir nur beim nächsten Zeugnisempfang, meine Handschrift zu bessern.

«Linke» Repetenten
mit roten Schlipsen empfangen

Das Jahr 1910 brachte uns neue Repetenten. Ihnen ging der Ruf von radikalen Linken voraus, den man dazumal schon als Mitglied der Demokratischen Partei, also heute etwa FDP, erringen konnte. Der eine sei sogar noch weiter links. Eine Gruppe von uns kaufte für teures Geld rote Schlipse und versammelte sich mit diesen am Klosterhoffer. Ich, obwohl völlig unpolitisch, war dabei, aber unsere Demonstration ging ins Leere: Die Schlipsfarben der beiden Ankömmlinge waren gänzlich neutral.

Mit den neuen Repetenten begann für mich, wie für viele andere, eine neue Epoche, besonders in Deutsch und Geschichte. Der eine, Dr. phil., wortkarg und kritisch, sprach ein akzentfreies Französisch und ließ uns moderne französische Schriftsteller lesen. In Geschichte kam man lange nicht dahinter, wo er eigentlich stand: er lehrte uns nicht Meinungen, sondern politisches Denken, das man jeder Richtung empfehlen konnte. Sein Zimmer war neben unserer Stube, aus der man auch mich gut vernehmen konnte. Ich merkte bald, daß er mich für ziemlich unreif hielt, wegen meines Temperaments. Aber gegen diesen Maßstab lehnte ich mich auf: reif wollte ich erst im Alter sein. Bald lud er mich zu einem abendlichen Tee ein, bei dem wir Schach spielten. Ich verlor öfter als er, nicht nur weil er sehr planmäßig spielte, während ich mich immer mehr auf das Riskante umstellte, sondern weil ich in der Gegenwart eines mir an Bildung, Erfahrung und Benehmen weit Überlegenen völlig benommen war. Wir überschritten dabei die vorgeschriebene Schlafengezeit, so daß das Abschiedswort immer lautete: *Jetzt gehen Sie nur recht leise in den Schlafsaal.*

Der andere Repetent, sein Freund von der Universität her, war in vielem sein gerades Gegenstück: Grad heraus, sehr beredt, aggressiv im guten Sinn, subjektiv und lehrhaft, wußte er uns zu starken Reaktionen anzuregen. Als liberaler Theologe, der später ins Schulfach wechselte, kam er uns nicht mit Dogmatik. Er war in Theorie und Praxis ein Anhänger der Philosophie Kants, dem eine gute Tat ver-

dächtig sei, wenn man sie mit Lust oder Neigung tue. Den Einwand Schillers gegen diese Strenge übernahm er und erläuterte uns auch Schillers philosophische Gedichte, die uns eine Zeitlang fast zu Philosophen machten. Aber dann ließ er uns alle bedeutenden Bühnenstücke Schillers mit verteilten Rollen lesen. Unvergeßlich unsere Fahrt nach Stuttgart zu einer Aufführung des ganzen *Wallenstein* im damaligen Interimstheater, die sieben Stunden dauerte, zuzüglich einer einstündigen Pause, die wir in den Anlagen verbrachten, während uns der erste Schnee traumhaft einhüllte. Ich kontrollierte fast jedes Wort des Textes, war unwillig über jede Streichung.

Überhaupt: «die Klassiker!» Drei Sterne in den Literaturgeschichten wie im Phrasenschatz des Bürgertums. Ewig! *Das Wahre, Gute, Schöne!* Höchstprädikate, die die anderen Dichter ungeprüft an die Wand drückten, Goethe und Schiller «ganz groß»! Schiller, von dem man insgeheim wünschte, daß er größer als Goethe sei. «Er war unser», als Schwabe und als Genie. Oh, daß man ein Genie wäre! Aber überall Klassik und drei tote alte Sprachen. Viel Konvention. Wir waren gute Futterverwerter. Vielleicht zu gute.

Mitglied im Deutschen Flottenverein
und jeden Sommer Kriegsgefahr

Überall Große, ganz Große. Auch in der Weltgeschichte. Kriege, Verfassungen, große Männer. Nur Männer. Und wieder Kriege. Und in der Wirklichkeit seit 1904, in jedem Sommer Kriegsgefahr. Und bei Krieg dachten wir nur an siegreiches Vorstürmen. In die Brust geschossen. Nur in die Brust. Überall lasen und hörten wir: *Deutschland ist eingekreist*. In den Ferien vernahm ich plötzlich eine ganz andere Tonart. Ein Schwager von mir, durchaus national gesinnt, wettete bei jeder Gelegenheit gegen den Kaiser. *Dieser eitle Schmierenskomödiant, der von nichts eine blasse Ahnung hat, wird uns noch ruinieren!* Ich erschauerte. Im Seminar merkte ich plötzlich, daß einige genauere Vorstellungen hatten als ich. Wir fingen an, politische Aufsätze zu lesen, privat. Wir gerieten an Friedrich Naumann, dessen Rezept ein soziales Kaisertum mit einer starken Flotte war. Wir zahlten eine Mark Beitrag dem «Deutschen Flottenverein». Wir ahnten nicht, daß es eben diese Flotte war, die uns die tödliche Feindschaft mit England bringen sollte. Bei einem herrlichen viertägigen Ausflug an den Rhein sangen wir am Niederwald-

«Modernismus im Kloster Maulbronn», Schüleraufführung vom Juli 1911. Der vierte von links in der unteren Reihe: Paul Wanner. Daneben mit dem riesigen Wälzer: der spätere Landesbischof Martin Haug.



Denkmal: *Es braust ein Ruf wie Donnerhall*. Ein paar Jahre später lag die Hälfte derer, die da gesungen hatten, unter dem Boden.

Als alles zu spät und vorbei war, kamen Unstimmigkeiten an den Tag. In Geschichte und Dichtung so viel Gemetzel? Unter den «ganz Großen» so viele Blutmenschen? Historiker rechtfertigten sie, Dichter, seit Homer, verherrlichten sie. Wenn sie groß untergingen, war alles im Blei. Aber da war doch der Mann aus Galiläa, der die Großen der Welt verstieß, und die Kleinen, die Friedfertigen, selig pries? Und war, wie die Kirche lehrte, der Angelpunkt, der Eckstein? Wie brachte man beides zusammen? Wo war die Wahrheit? In Maulbronn war ich zu jung, um entschlossen Auskunft und Klärung zu verlangen oder sie mir selbst zu verschaffen. Ich verdrängte wie die meisten meiner Zeitgenossen das tiefe Un-

behagen. Wir waren doch stark und wehrhaft. Im Ernstfall würde man seine Pflicht tun.

Beim Schlußzeugnis standen mir nur noch drei Kameraden vor dem ersten Platz, den mein Ehrgeiz so heiß im geheimen begehrte. Ich brauchte nur Hebräisch ernstlich zu betreiben und das Versemachen etwas zurückzustellen. Da half mir ein hartes Wort meines verehrten Repetenten. Als ein Kamerad nach einem Scherz von mir ironisch meine Phantasie lobte, sagte er entschieden: *Er hat nur eine angelesene Phantasie!* Das war für meine dichterischen Hoffnungen fast ein Todesurteil. Aber es wurde für mich zum Heil. Ich wollte es ihm schon zeigen.

Der Abschied von Maulbronn war schmerzlich. Zwei Seminarjahre in Blaubeuren standen bevor. Würden sie wohl ebenso reich werden?

Kloster Maulbronn: Kapitelsaal.



Paul Wanner (links) als Kellermeister in der Aufführung «Modernismus im Kloster Maulbronn».

